

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 62 (1979)
Heft: 9

Artikel: Vom Sinn des Sterbens
Autor: Bossart, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Sinn des Sterbens

«Seid fruchtbar und mehret euch und füllt die Erde ...», so steht es zu lesen im biblischen Schöpfungsbericht (1. Moses 28). Bei dieser Textstelle indes scheint sich Moses, oder wer immer diesen Satz geschrieben haben mag, etwas übernommen zu haben. Er scheint sich keine Gedanken darüber gemacht zu haben, wie sich eine exponentiell fortschreitende Vermehrung dereinst auswirken würde, und dies erst noch unter der Voraussetzung der Unsterblichkeit (die ja vor dem sogenannten Sündenfall noch gegolten haben soll). Hätte er sich einmal die Erdbevölkerung ausgerechnet, die sich im Verlaufe von nur 2000 Jahren nur schon bei einer Verdopplung im Abstand von jeweils 25 Jahren ergeben würde, so hätte er das fatale Segenswort wohl aus seinem Konzept gestrichen. Aber so weit war man damals in der Mathematik noch nicht. So blieb dem Schrifturheber der Erkenntniswert der Multiplikation — hier in der Gestalt der Potenzierung — verschlossen und damit die Einsicht, dass **Qualität** — hier die Qualität aktiven Menschseins — auf dem Weg über die **Quantität** — hier die unbegrenzte Fortpflanzung — notwendigerweise zur **Absurdität** führen würde, zur Absurdität eines unsäglich dichten, jede freie Entfaltung, ja schliesslich jede Tätigkeit überhaupt verunmöglichen Menschenhaufens.

Spätestens an diesem Punkt der Reflexion, bei der Vorstellung einer die ganze Landfläche der Erde bedeckenden, turmhohen Schicht menschlicher Leiber, erschliesst sich uns Heutigen die Erkenntnis, dass der Tod nur schon als begrenzendes Regulativ der Quantität eine unabdingbare Notwendigkeit ist.

Die Begründer der religiösen und philosophischen Systeme von der Antike bis zur Scholastik und darüber hinaus empfanden in ihrer Mehrheit eine intensive Abneigung gegen die Vergänglichkeit, gegen den Tod, der jedem Lebewesen ein Ende setzt, wie gegen den Wandel der Formen in der dinglichen Welt. Und eben, weil ihnen

die Vergänglichkeit aller irdischen Wesen und Dinge ein Ärgernis war, suchten sie das, was ihnen einen Wert bedeutete, der Zeitlichkeit zu entheben. Sie suchten und fanden ein statisches, aller Wandelbarkeit entzogenes, ewig in sich ruhendes Sein, ein Sein der Funktionslosigkeit, beziehungsweise ein Sein, dessen einzige Funktion darin bestand, dem menschlichen Denken jederzeit verfügbar zu sein. Darauf gründeten sie eine Ontologie des ruhenden Seins, der wir heute aufgrund unserer wissenschaftlichen Erfahrung eine Ontologie des werdenden (und vergehenden) Seins gegenüberstellen müssen.

Im Rahmen einer solchen Ontologie des prozesshaften Seins gewinnt der Tod natürlich eine neue Bedeutung. Der Erklärungsversuch, der beispielsweise Paulus voll zu befriedigen vermochte, nämlich, dass der Tod als Strafe für einen mysteriösen Sündenfall betrachtet und als solche hingenommen werden müsse, hat für uns Heutige jeden Sinn verloren, und zwar so sehr, dass es sich nicht einmal mehr verlohnt, darüber überhaupt zu diskutieren. Die Einstellung dieses Apostels zum Tod war ebenso unreflektiert wie seine Meinung bezüglich der geschlechtlichen Liebe (unter Eheleuten, versteht sich), der er, abgesehen von der Fortpflanzung, keinen anderen Sinn beizumessen wusste als den eines Heilmittels gegen die (ihm verhasste) Begierde. In Wahrheit gehören beide Dinge zusammen: dem Tod kommt die Aufgabe zu, die im Lebensprozess abgenutzten Strukturen zu zerschlagen, sie in anorganische und damit vielfältig neuverwendbare Substanz zurückzuführen; die geschlechtliche Liebe hingegen — ja schon die Trennung in zwei Geschlechter — hat den Sinn, die Lücken zu schliessen, die der Tod mit der Notwendigkeit des gehäuften Zufalls in die Reihen der Lebenden reisst.

Wenn ich sage, der Tod habe die Aufgabe, verbrauchte Strukturen zu vernichten, oder wenn ich sage, der Tod reisse fortgesetzt Lücken in die Reihen der Lebenden, so sind das

natürlich Metaphern. Der Tod ist kein — beziehungsweise nur ein grammatisches — Subjekt. Er ist nichts und niemand. Er ist nichts weiter als der negative Aspekt des Lebensprozesses, in dem Ab- und Aufbautendenzen sich die Waage halten, bis sich schliesslich der eine Waagebalken allmählich oder auch plötzlich nach unten senkt. Der Tod ist dem Leben immanent. Er ist der zweite Pol unserer Lebensbatterie, ohne den es keine vitale Spannung und keine Anstrengung zum täglichen, ständlichen Überleben gäbe. Wir erleben und bejahen dieses Andere ganz selbstverständlich als die kleine Pause, die jeden Schlag des Herzens vom nächsten trennt. Es ist der kleine Abgrund, den der Lebenswill in jeder Sekunde unseres Daseins aufs neue überspringt, bis das alte Herz einmal nicht mehr mag und der Abgrund sich ins Unendliche weitet.

Über dieses Unendliche macht die Theologie bestimmte (oder auch weniger bestimmte) Aussagen, die indessen den Bereich des Wissens und der Wissenschaft verlassen. Für die Philosophie von Bedeutung ist die auf die Psychologie verweisende Frage, warum der Mensch als einziges Lebewesen die Unbescheidenheit hat, sich nicht mit dem einmaligen, unwiederholbaren Leben auf dieser Erde zu begnügen. Die Antwort ist einfach: Der Mensch fürchtet den Tod, das deneinstige Nichtmehrsein, weil er als einziges Lebewesen in jedem Stadium seiner bewussten Existenz um dieses sein Schicksal weiß. Dieser Einsicht aber wirkt der Selbsterhaltungstrieb entgegen, woraus sich die «Notwendigkeit» ergibt, das Triebziel über die Dauer der irdischen Existenz hinaus zu verlängern. Aber auch der Sozialtrieb kommt hier zum Zuge, der Wunsch, liebe Mitmenschen über den Tod hinaus zu behalten.

Gefährlich wird die Sache, wenn die Hoffnung auf eine jenseitige Welt als Entschuldigungsgrund für jegliche Verantwortungslosigkeit gegenüber der Erde und ihren auf unsere Gnade angewiesenen Geschöpfen benutzt wird. Das Menschliche am Menschen ist nicht seine religiöse Phantasie, das Menschliche am Menschen ist sein Erbarmen.

Adolf Bossart, Rapperswil